

KRIMI

**KLAUS
HEIMANN**

SERENGETI WIRD STERBEN



EDITION OBERKASSEL

SERENGETI WIRD STERBEN

Klaus Heimann

edition oberkassel

INHALTSVERZEICHNIS

WIDMUNG
DARMSTADT
SERENGETI
LOLIONDO, ZEHN JAHRE ZUVOR
SERENGETI
WIESBADEN, SECHS WOCHEN ZUVOR
KÖLN
NGORONGORO
ARUSHA
KARATU
ARUSHA
WIESBADEN
ARUSHA
TARANGIRE
ARUSHA
LOLIONDO, EIN JAHR ZUVOR
ARUSHA
KARATU
ARUSHA
WIESBADEN
KÖLN
MASWA
SERENGETI
KARATU
ARUSHA
HAMBURG
DUBAI
ARUSHA
DARESSALAM
ARUSHA
DARESSALAM
ARUSHA

KÖLN
ARUSHA
KÖLN
LOLIONDO
LAKE MANYARA
EIFEL
LOLIONDO
ARUSHA
KILIMANJARO AIRPORT
SERENGETI
LOLIONDO
ARUSHA
LOLIONDO
ARUSHA
DARMSTADT
RØMØ
NACHWORT
KLAUS HEIMANN
DANK AN DIE LESERINNEN
IMPRESSUM
LESENSWERT

WIDMUNG

Gewidmet der Serengeti

Mögen besonnene Menschen stets eine schützende Hand
übersie halten und dafür sorgen, dass sie für immer lebt!

DARMSTADT

An jedem letzten Freitag in geraden Monaten traf er sich: Der Jagdclub Deutsch-Ostafrika. Im Dachgeschoss der Jugendstilvilla eines Mitglieds, gelegen auf der *Mathildenhöhe* in Darmstadt. Der *Hochzeitsturm* mit seinem markanten fünffingrigen Giebel lag ganz in der Nähe.

Sie sprachen sich nicht mit ihren Namen an. Manche aus ihrem Kreis hatten den einen oder anderen vielleicht sogar schon vergessen. Die ehrenwerten Mitglieder waren per Du, verwendeten aber bei ihren Treffen untereinander Tiernamen aus der ostafrikanischen Fauna, auf Suaheli, der dortigen Landessprache. Natürlich war diese Marotte aus einer Schnapslaune heraus entstanden. Die Herren trafen sich seit Jahren und hatten manchen männlichen Umtrunk bestritten.

Vorsitzender des Vereins war *Tembo*, der Elefant. Weniger wegen seines Erscheinungsbildes, eher wegen seines majestätischen Auftretens. Den Hausherrn nannten sie *Simba*, den Löwen. Das passte gut zu seiner üppigen Mähne, die an *Karl Marx* erinnerte. Er verdiente sein Geld mit internationalem Kunsthandel. Damit war er sehr erfolgreich.

Chui, der Leopard, besaß ein sommersprossiges Gesicht. *Twiga*, die Giraffe, überragte die übrige Gesellschaft mit seinen zwei Metern deutlich. *Duma*, der Gepard, war der Jüngste in der Mannschaft. Als Sportsmann durch und durch bewegte er sich besonders geschmeidig. Seinen körperlichen Gegenpol in der Gruppe bildete *Kiboko*, das Nilpferd. *Mamba*, das Krokodil, besaß schlitzförmige Augen. Heute fehlte nur *Nyumbu*, das Gnu, so gerufen wegen seines Kinnbarts.

Diese acht Männer bildeten den Jagdclub Deutsch-Ostafrika. Gäste waren nicht zugelassen.

Sie legten Wert darauf, ein elitärer Club zu sein. Mitglied durfte nur werden, wer notariell beglaubigt Vorfahren im Gebiet des heutigen Tansania nachweisen konnte. Mit Ausnahme von Sansibar, das zu Schutzmachtzeiten nicht zum deutschen Territorium gehört hatte.

Wenigstens fünf Jahre mussten die Ahnen dort gelebt haben, sonst erfüllte man die Aufnahmebedingungen nicht. Manch ein Kandidat war dabei gescheitert, den Beweis für die Rechtmäßigkeit seiner Zugehörigkeit beizubringen. Das störte die übrigen Herren nicht. Lieber klein, dafür fein.

Die geistig-moralische Einstellung der Clubmitglieder, was die ehemalige deutsche Kolonie anging, durfte als streng konservativ bezeichnet werden. Von den Urvölkern Tansanias hielten sie nichts, am wenigsten von denen, die ihre Traditionen nicht aufgeben wollten. »Wegjagen. Alle«, hieß es zu alkoholisierter Stunde schon mal. Nüchtern vermieden die Männer peinlichst jede Bemerkung, die sie entlarven könnte.

Selbst weite Anreisen wurden nicht gescheut, um an den Treffen teilzunehmen. Twiga lebte zum Beispiel in Berlin. Er übernachtete an Clubabenden regelmäßig in Darmstadt, um am nächsten Tag zurückzureisen. Das war mitunter nicht mit seinem engen Terminkalender vereinbar. Deshalb war er derjenige, der am häufigsten fehlte. Heute war er jedoch gekommen.

Der Kreis durfte durchaus als wohlsituiert bezeichnet werden. Die Jagdreisen waren ebenso elitär wie ihre Vereinigung. Sie führten immer ins ehemalige Deutsch-Ostafrika. Dort ließen sie die Herrlichkeit der Kolonialzeit aufleben, schossen auf alles, was sie sich kaufen konnten, ließen sich mit den erlegten Tieren fotografieren, schafften auf dubiosen Kanälen Trophäen nach Deutschland.

Einige Exemplare hingen an den Giebelseiten des Dachstuhls, der als einziger, riesiger Raum ausgebaut war,

getäfelt in dunkler Eiche.

Ein Horrorkabinett für jeden Tierliebhaber.

Tote, gläserne Augen starrten die Jagdgesellschaft an. Manch eine Trophäe stammte noch aus Kaisers Zeiten. Die Mähne des Löwen sah arg mottenzerfressen aus. Auch das Fell der Giraffe hatte zu Lebzeiten bestimmt weniger Kahlstellen aufgewiesen. Bei diesen beiden handelte es sich eindeutig um Erbstücke.

Drei der Männer besaßen auch Jagdpachten in Deutschland. Dort frönten sie ihrem Hobby in der Zeit, in der sie nicht in Afrika sein konnten. »Um nicht aus der Übung zu kommen«, merkte *Kiboko* gerne an. Das begleitende leise Kichern setzte seinen Äquator dabei regelmäßig in Erschütterung.

Um den Dachstuhl nicht nach Tanzsaal aussehen zu lassen, hatte Simba ein paar Raumteiler in Form von Regalen aufstellen lassen. Natürlich in Eiche, dunkel. In ihren Fächern wurden weitere Absonderlichkeiten zur Schau gestellt, wie eine aufgerichtete Kobra, ein ausgestopfter Kaiman oder der Fuß eines Elefantenbabys, der als Aschenbecher benutzt werden konnte. Dass nicht auch noch der präparierte Kopf eines Afrikaners in den Raum stierte, hätte einen unbedarften Besucher fast gewundert. Der eines Gorillas befand sich tatsächlich unter den Exponaten.

Die Herren saßen in dem Teil, den ein schwerer, mit reichlich Schnitzwerk geschmückter Tisch mit ebenso schweren Stühlen beherrschte. Vor ihnen standen Platten, auf denen verschiedenste Köstlichkeiten kredenzt wurden. Die Mitglieder des elitären Clubs aßen genussvoll von den kleinen Schweinereien, während sie sich unterhielten. Dazu tranken sie edelste Weine. Simba war ein absoluter Feinschmecker, der sich an ihren Abenden nicht lumpen ließ.

Eine ganze Zeit lang unterhielten sie sich gegenseitig mit ihren Jagdabenteuern. Die meisten waren allseits

bekannt. Der Reiz lag in der immer wieder neuen Ausschmückung ihrer Großstaten. Nur Tembo hielt sich zurück. Als sich die Herrengesellschaft langsam ausgequatscht hatte, ergriff er das Wort. »An deinen Wänden fehlt noch etwas, Simba.«

Der Hausherr wusste, was sein Gast meinte. »Schon klar. Zieh mich nur mit meiner vermässelten Jagd vor drei Jahren auf.«

»Mach dir nichts draus. Diese Trophäe fehlt noch manchem von uns«, tröstete Duma.

»Meint ihr nicht, es wird langsam Zeit, die Lücke zu schließen?« Ihr Vorsitzender hatte recht. Was an den mit glotzügigen Tierköpfen geschmückten Wänden fehlte, war ein Elefant.

»Hast du was Konkretes?«, fragte Simba.

»Raus mit der Sprache«, ermunterte ihn Mamba.

»Nein, leider. Ich denke nur immer häufiger darüber nach, wie wir für jeden von uns einen Elefanten klarmachen könnten. Auf einer gemeinsamen Tour. Meine arabischen Freunde haben das schließlich auch geschafft. Sie haben eine ganze Herde über den Haufen geknallt.«

Simbas Blick schweifte zum Schachspiel im Regal, dessen afrikanisch anmutende Figuren aus Ebenholz und Elfenbein geschnitzt waren. »Eine ganze Herde. Soso.«

Kiboko leckte sich die wulstigen Lippen. »Da wäre ich sofort dabei.«

»Wie willst du das anstellen?«, fragte Mamba.

»So weit bin ich noch nicht. Geeignet erscheint mir aber auf jeden Fall das Loliondo-Gebiet, wo auch meine arabischen Freunde zum Schuss gekommen sind.«

»Gibt es denn da ausreichend Elefanten? Wir sind schließlich acht Leute«, gab Twiga zu bedenken.

»Da müsste man sich erkundigen. Direkt nebenan liegt aber, wie ihr wisst, die Serengeti.«

Simba schüttelte seine ergraute Mähne. »Elefanten triffst du dort selten außerhalb der Grenzen des

Nationalparks an. Das liegt einerseits an den Massai, die in dem Gebiet siedeln, andererseits daran, dass die Ranger sie zurücktreiben, wenn sie ihn verlassen.«

»Daran könnte man arbeiten ...«

»Du willst uns jetzt nicht vorschlagen, in der Serengeti zu jagen? Das ist mir zu heiß. Selbst bei Einwurf einer beträchtlichen Summe Schmiergelds würden sie uns hinter tansanische Gardinen stecken. Und die sind bestimmt längst nicht so schick wie schwedische!«, wurde Kiboko ängstlich, wie es seiner grundsätzlichen Natur entsprach.

»Langsam, Sportsmann. Noch reden wir von unausgegorenen Überlegungen. Ich wollte das Thema nur mal ansprechen, um eure Meinung einzufangen. Gesetzt den Fall, ich präsentiere euch eine gangbare Lösung, die völlig ungefährlich für uns ist: Wäret ihr dabei? Das wird natürlich ein Sümmchen kosten, das sollte jedem von euch bewusst sein.«

»Kommt auf deinen konkreten Plan an«, sagte Simba.

»Wir stellen uns in einer Reihe auf und jeder kriegt seinen Elefanten. Oder zwei. Oder drei. Wir knallen die ganze Herde ab«, schwärmte Chui, der Draufgänger.

»Ich bin nur dabei, wenn wir definitiv kein Risiko eingehen«, machte Kiboko zur Bedingung.

Tembo grinste über die allbekannte Vorsicht seines Jagdkameraden. »Kaum. Das liegt genauso in meinem Interesse. Lasst mich mal weiter nachdenken. Vielleicht kann ich auch meine Kontakte spielen lassen und die Lage vorsondieren. Wenn ich alle Infos beisammenhabe, stimmen wir über die Sache ab. Ihr tretet selbstverständlich überhaupt nicht in Erscheinung und müsst nur euren Anteil rüberwachsen lassen. Wenn wir fertig sind mit der Knallerei, lassen wir noch Fotos zum Andenken von uns machen und verschwinden unmittelbar darauf nach Hause. Die ausgestopften Trophäen erhalten wir auf dem üblichen Weg. Nur dichthalten müsst ihr. Zu niemandem ein Wort.«

»Das versteht sich von alleine«, sicherte Simba zu.

»Wann soll es denn losgehen?«, fragte Twiga.

»Irgendwann im Herbst. In unserem Herbst, meine ich. So was lässt sich nicht auf den Tag festlegen, wie ihr euch denken könnt.« Reihum signalisierten die Männer ihr Einverständnis. Niemand gab sich die Blöße, nach den Kosten zu fragen. Selbst Kiboko beruhigte sich damit, dass die Vorbereitungen, sollten sie entdeckt werden, sämtlich Tembo zur Last gelegt werden würden. Ihre Namen kämen zu keinem Zeitpunkt ins Spiel. Und die Verschwiegenheit, die sein Clubkamerad gerade von ihnen eingefordert hatte, war unter ihnen eine Selbstverständlichkeit. Diesbezüglich hatte bisher niemand die Kameraden enttäuscht.

»Liebe Jagdgesellschaft, nach einem solchen Beschluss sollten wir uns gemütlicher hinsetzen. Gehen wir hinüber in die Safari- Lounge«, lud Simba seine Gäste ein.

Der Hausherr führte den Zug an und die Männer wechselten in ein anderes Segment des Dachstuhls. Hier standen Sessel, die mit Gepardenfell bezogen waren. Auf niedrigen Tischchen, deren Glasplatten von ausgestopften Pavianen gehalten wurden, standen Knabberereien bereit. Einer der Affen trug seine Last auf dem gebogenen Rücken, ein anderer in Sitzhaltung auf Kopf und beiden Händen – eine Pose wie ein Abbild von *King Louie* aus dem *Dschungelbuch*. Dabei zeigte er seine gefährlichen langen Zähne. Ein Muttertier mit einem Jungen unter dem Bauch balancierte die Platte auf dem Schwanz und einem Arm. Die Haltung aller drei Tischträger sah wenig natürlich aus, was dem Schöpfer dieser Möbel augenscheinlich unwichtig gewesen war.

Die Herren setzten sich. Chui und Mamba nahmen die kubanischen Zigarren, die Simba seinen Jagdkameraden anbot, dankend an. Er holte sie aus einem Humidor und gab ihnen Feuer. Chui und Mamba bliesen den Rauch in Kringeln gen First. Kiboko hatte der Arzt das Rauchen untersagt. Die anderen Ehrenwerten tolerierten die

Raucher. Der würzige Duft der Zigarren gehörte irgendwie zu ihrem Bild von kolonialer Exotik.

Der Gastgeber entnahm einem aufgeklappten, antiken Globus eine Flasche. »Wir begießen die Sache mit einem besonderen Tropfen, schlage ich vor. Ein Whiskey, dreiunddreißig Jahre alt. Den haben sie im Fasslager in Schottland übersehen. Zehn Flaschen dieses Goldtröpfchens haben es nach Deutschland geschafft. Dies ist eine davon. Wer mag?«

Alle mochten. Simba nahm einen Satz Gläser aus einem Schränkchen und goss vorsichtig ein. Auf einen der Pavian-Tische stellte er ein tönernes Gefäß mit schottischem Wasser, darin ein paar Glaspipetten.

»Eine Regel besagt: Pro Jahr soll er eine Minute atmen. Jetzt macht keine langen Gesichter. Seit wann halten wir uns an Regeln?«

Die Runde lachte.

Während die Herren den alkoholischen Nektar über ihre Zungen rieseln ließen, je nach Geschmack mit ein paar Tropfen Wasser experimentierten und genussvoll schnalzten, sprachen sie weiter über das große bevorstehende Jagderlebnis.

Endlich Elefanten!

Ein enormes Geschenk, Mitglied in diesem elitären Club sein zu dürfen!

SERENGETI

Daniel Amtmann war gestern um die Mittagszeit auf dem *Kilimanjaro Airport* gelandet, dem Haupt-Einfallstor für Safari-Touristen in Tansania. Gestartet war er am Vorabend in Frankfurt mit Zwischenstopp in Addis Abeba, der äthiopischen Hauptstadt. Kurz vor der Landung hatte er den Kilimanjaro bewundert, das höchste Bergmassiv Afrikas, das mit weißer Schneekappe aus den Wolken ragte. Seine Form verriet die Entstehung als Vulkan. Der Flieger hatte das Massiv umkurvt, ehe er in den Sinkflug ging.

Seine Mitreisenden hatte er auf dem Parkplatz vor dem Flughafen kennengelernt. Den Glatzkopf mit dem üppigen Vollbart, dessen Namen er gleich nach der Vorstellungsrunde wieder vergessen hatte, geschätzt Mitte vierzig, auffällig klein und drahtig. Familie Großluder aus Bremen mit den Kindern Grit und Ralf. Das etwas pummelige Mädchen war deutlich älter als ihr Bruder, etwa dreizehn. Sie versuchte beim Sprechen ständig, ihre Zahnsperre zu verbergen, was dazu führte, dass sie oft unverständlich nuschelte. Der ungefähr neunjährige Ralf kam dafür manchmal etwas altklug um die Ecke. Im Grunde eine lebenswürdige Familie. Besonders die allzeit um ihre Brut besorgte Mutter.

In einem Kleinbus des Veranstalters waren sie zu ihrer ersten Unterkunft in Karatu gebracht worden – eine Fahrt von etwa vier Stunden. Hier hatten sie ihr erstes Quartier in einer *Lodge* bezogen, nicht weit von der Hauptstraße gelegen. Beim Abendessen machte sich ihr Reiseführer Manfred Wandstrup, der aus Norddeutschland stammte, mit ihnen bekannt. Ein sympathischer Typ.

Seine erste Nacht in Tansania lag hinter ihm. Heute Morgen nieselte es leicht. Das Grün der exotischen Pflanzen auf dem Areal der *Lodge* leuchtete frisch. Daniel ging ohne Regenbekleidung oder Schirm zum Restaurant und wurde trotzdem kaum nass. Für die Gäste war ein Buffet vorbereitet. Das Angebot der Speisen besaß durchaus europäischen Standard. Er bestellte Kaffee und nahm am selben Tisch Platz, den seine Reisegruppe am Vorabend belegt hatte. Bald trudelten auch seine Mitreisenden ein.

Keine Stunde später ging es los. Vor der *Lodge* stand ein sechssitziger *Land Cruiser* mit weiteren Plätzen für Fahrer und Beifahrer bereit. Manfred Wandstrup wartete bereits auf sie. Ein Einheimischer stand bei ihm. Er stellte sich als ihr Fahrer vor. Mit ihm, Zakayo, würden sie jetzt auf *Safari* gehen, was auf Suaheli so viel wie »Reise« hieß.

Nur eine einzige Straße führt von Karatu in den *Serengeti Nationalpark*. Sie verläuft auf dem Rand des Ngorongoro-Kraters. Bis zum Eingangstor der *Ngorongoro Conservation Area*, die von Karatu kommend der Serengeti vorgelagert ist, trägt die Straße eine Asphaltdecke.

Zakayo hielt den Wagen in der Nähe des Torbogens an und ging ins Büro, um die Formalitäten für die Einfahrt ins Schutzgebiet zu erledigen. Dann fuhren sie auf regenfeuchter, rutschiger Lehmplatte weiter, lange Zeit in einer Kolonne aus mehreren *Land Cruisern* mit Touristen an Bord hinter einem wenig vertrauenerweckenden Lastwagen. Zu allem Überflus hatte sich Nebel über die Landschaft gelegt. Daniel bewunderte ihren Fahrer für seine Sicherheit am Steuer bei diesen schwierigen Sicht- und Straßenverhältnissen.

Am Straßenrand tauchte schemenhaft das bizarre Astwerk windzerzauster Bäume auf. Bei ihrem Anblick dachte Daniel unwillkürlich an die Ballade vom Erlkönig. Plötzlich, wie aus dem Nichts, standen Zebras am Straßenrand. Zwei Tiere, die sich nicht von der

Wagenkolonne verscheuchen ließen. Die Kinder stießen verzückte kleine Schreie aus.

Irgendwann überholten sie den Lastwagen in einem atemberaubenden Manöver. Neben der Gedenkpyramide für Vater und Sohn *Grzimek* hielt Zakayo kurz an, damit jeder zu seinem Foto kam. Er wusste, welche Fotos deutsche Touristen mit in die Heimat bringen wollten.

Je weiter sie vom Kraterrand des Ngorongoro aus talwärts fuhren, desto mehr klarte das Wetter auf. Am Horizont waren noch Berge zu sehen, ansonsten säumte Grasland, gesprenkelt mit Schirmakazien, die jetzt trockene, staubige Straße. Weiter hinten im Gelände entdeckte Danny Siedlungen der Massai.

Am Eingang zum *Serengeti Nationalpark* legten sie eine halbstündige Pause ein. Im Schatten eines Baums, auf Bänken an einem Tisch sitzend, plünderte die kleine Reisegesellschaft die Lunchboxen, die ihnen vonseiten der *Lodge* mitgegeben worden waren. Um die heruntergefallenen Krümel balgten sich Glanzstare. Zakayo erledigte unterdessen wieder Anmeldeformalitäten. Nur lizenzierte Safarianbieter erhielten Zutritt zur berühmtesten Savanne Afrikas. Der Parkplatz war belegt mit ihren *Land Cruisern*, den Königen der unbefestigten Pisten.

Ungefähr so etwas wie »endlose Ebene« bedeutete *Serengeti* in der Sprache der Massai. Nach der Mittagspause fuhren sie hinein und wurden von einer schier endlosen, baumlosen Ebene empfangen. Manfred Wandstrup erklärte ihnen, dass dies die Kinderstube der Serengeti sei. In der entsprechenden Jahreszeit würden hier Tausende Zebras und Gnus kalben. Im Vorbeifahren entdeckten sie jetzt nur ein paar Impalas und eine Handvoll Kuhantilopen. Zakayo nutzte einen Fotostopp, um das Dach des *Land Cruisers* aufzustellen. So war es den Reisenden jederzeit möglich, sich hinzustellen und mit bester Sicht Tiere zu beobachten.

Keinen Kilometer weiter hielt der Fahrer den *Toyota* wieder an. Erst jetzt entdeckte die Reisegruppe die Löwin mit ihren zwei halbwüchsigen Jungen. Drei Warzenschweine lösten sich aus dem Gras. Steil ragten ihre Ruten mit den Quasten auf. Antenne Tansanias nannte man Warzenschweine scherzhaft wegen ihrer Eigenart, den Schwanz aufzurichten, wusste Manfred Wandstrup zu berichten. Langsam und geduckt erhob sich die Löwin von ihrem Ruheplatz und fixierte die mögliche Beute.

Im *Land Cruiser* hielt es niemanden mehr auf dem Sitz. Kameras wurden mit Teleobjektiven bestückt, Ferngläser hin- und hergereicht. Die Löwin sprang auf und setzte zum Spurt an. Zwei der Warzenschweine drehten sich um die eigene Achse und liefen in Richtung des Autos.

Die Löwin schien das dritte Tier als Beute auserkoren zu haben, das schräg auf den Straßenrand vorm *Toyota* zulief. Während seine Artgenossen hinter dem Wagen vorbeischossen, querte es die Piste etwa zehn Meter vor dem Kühler. Wenige Augenblicke später folgte ihm die Löwin, ein muskulöses, wohlgenährtes Tier. Sie betrieb ihre Jagd zu halbherzig. Die Raubkatze stoppte auf der Fahrbahn und trabte lässig direkt auf die verzückte Touristenschar zu. Sie sprang die gegenüberliegende Böschung hoch und blieb dort sitzen, höchstens drei Rumpflängen von ihrem Fahrzeug entfernt.

Die Kameras klickten, Handys wurden hochgerissen. Selfie mit Löwin – auf so ein Bild wartete die Heimat!

Daniel hatte keine Kamera mitgenommen. Ein Fehler vielleicht. Aber aus dieser Entfernung ließ sich selbst mit dem Smartphone eine vernünftige Aufnahme machen. Als sie ihr *Shooting* absolviert hatte, trottete die Löwin zurück zu ihren Jungen.

Zakayo fuhr weiter. Bald stülpten sich aus dem Grasland *Kopjes* empor. Auf einem dieser Granitfelsen, etwa die Länge eines Fußballfeldes von der Straßenkante entfernt,

aalte sich gleich ein ganzes Rudel Löwen in der Sonne. Wieder klickten die Kameras.

Um diese Jahreszeit, Ende August, gab es wenig Wasser im Nationalpark. Die Flüsse im Zentrum bestanden nur noch aus einer Aneinanderreihung von Tümpeln. Sie waren in der Landschaft hauptsächlich daran zu erkennen, dass ihre Ufer von einer andersartigen Vegetation gesäumt wurden. An einem der Wasserlöcher entdeckten sie eine Elefantenherde. Vorsichtig führten die Kühe ihre Kälber heran.

Halbstarke rangelten spielerisch miteinander. Daniel hörte bei achtzehn auf, die erwachsenen Tiere zu zählen. Fünf Kälber unterschiedlichen Alters führte die Herde mit sich. Tapsig und noch unsicher in der Benutzung, ließen die Kleinsten ihre Rüssel kreisen. Vierzigtausend Muskeln zu beherrschen wollte gelernt sein! Irgendwann hatten die Elefanten genug geplansch und getrunken. Behäbig, beinahe zeitlupenhaft, zog die Herde ab.

Am nahe gelegenen Fluss sahen sie noch Krokodile und eine Gruppe Nilpferde. Die Echsen lagen reglos am Ufer, von den Nilpferden ragten nur Ohren, Nüstern und Rücken aus dem Wasser heraus. Hätte nicht eines der Tiere gegähnt und dabei seine imposanten Hauer präsentiert, wäre die Reisegesellschaft um das einzig interessante Foto betrogen worden.

Ein Stück weiter tauchte wieder eine Gruppe Safarifahrzeuge am Straßenrand auf. Alle wussten mittlerweile, was das bedeutete. Es gab etwas zu entdecken.

»Gepard um vier Uhr«, meldete Daniel als Erster – einigermaßen stolz darauf. Das Safari-Virus hatte ihn voll angesteckt. Auf das Uhrsystem hatten sie sich bei der Essenspause verständigt.

Wieder hasteten alle von den Sitzen. Zuerst lag der Räuber im Schatten, dann stand er auf und lief weiter ins Gelände hinein. Die Raubkatze entfernte sich von ihnen.

Manfred Wandstrup besprach sich mit Zakayo, was der Gepard wohl vorhätte. Sie einigten sich darauf, den nächsten Abzweig zu nehmen und im Halbrund um die Stelle der Sichtung herumzufahren. Keine fünf Minuten später hielt der *Land Cruiser* in einer kleinen Traube anderer Safarifahrzeuge neben einer Gruppe Thomson-Gazellen erneut an.

Alle im Touristik-Abteil des Wagens hängten sich in den Ausguck unterhalb des hochgestellten Dachs. Eine gewisse Spannung lag in der Luft. Die Gruppe ahnte, dass etwas Besonderes geschehen würde.

Sie mussten nicht lange warten. Verborgen im hohen Gras pirschte der Gepard in geduckter Haltung an die Gazellen heran. Plötzlich beschleunigte er. Als ihn die ersten Thomsons bemerkten und lossprinteten, nahm er richtig Fahrt auf. Seine Bewegung erinnerte Daniel an den sprichwörtlichen Pfeil, der von der Bogensehne schnellte.

Der Gepard kam bis auf zwei Körperlängen an die panikartig flüchtenden Tiere heran. Es reichte nicht. Der Vorsprung der Gazellen war groß genug, um ihm zu entweichen. Die Raubkatze gab auf und suchte mit pumpenden Lungen den Schatten eines Dornbuschs auf, ganz in der Nähe des Wagens. Dort setzte sie sich auf die Hinterpfoten.

Das Ganze hatte nur wenige Sekunden gedauert. Die Kameras hatten während der ganzen Aktion pausenlos geklickt. Daniel sah in den Gesichtern der Mitreisenden, wie fasziniert alle waren.

Grit äußerte sich schadenfroh darüber, dass der Gepard leer ausgegangen war.

Die Fahrt ging weiter. Sie sahen Zebras, Gnus, Büffel, noch mehr Antilopen, noch mehr Warzenschweine, noch mehr Elefanten, unzählige Vögel. Keines der Tiere scheute vor ihrem Auto. Eher blieben sie neugierig stehen. Ein Garten Eden, in dem die Tiere den Menschen nicht als Feind erkannten. Sie begegneten ihm neutral.

Plötzlich tauchte am Straßenrand ein mächtiger Elefantenbulle auf, ein Einzelgänger. Sein linker Stoßzahn bestand nur noch aus einem Stumpf. Wo er abgebrochen war, zeigte der Zahn eine muschelförmige Struktur. Zakayo fuhr den *Land Cruiser* so nahe heran, dass Daniel den grauen Riesen selbst mit dem Smartphone nur in Ausschnitten aufs Bild brachte.

Der Elefantenbulle ließ ein tiefes Brummen hören. Dann setzte er sich in Bewegung und kreuzte in unaufgeregtem Tempo die Straße. Die borstige Quaste an seinem kurzen Schwanz schien ihnen zum Abschied zuzuwinken.

Das letzte Abenteuer des Tages bescherte ihnen eine Löwin, die direkt neben der Piste ein Stück Aas bewachte. Sie sah älter und schlechter genährt aus als ihre Artgenossin vom Parkanfang. Fliegen umkreisten die stinkenden Rippenknochen des aus dem Gras aufragenden Kadavers.

Manfred Wandstrup erzählte, dass Löwen nur ungern Aas fressen. Welches Schicksal mochte die alte Löwin mit sich tragen, dass sie zu diesem Ausweg nötigte?

Redlich geschafft von den vielfältigen Eindrücken des Tages kamen sie am ersten Abend in einer *Lodge* am Rande des Nationalparks an. Die Erwachsenen fassten sich nach dem Aussteigen ins Kreuz und dehnten ihren Rücken. Unterwegs hatten sie das Holpern des Wagens auf den schlaglochübersäten Pisten »Afrikamassage« getauft. Die ruppige Behandlung hatte ihren Wirbelsäulen heftig zugesetzt!

Am nächsten Tag fuhren sie ziemlich lange, ohne dass sich neues Aufregendes ereignete. Mal ein Schabrackenschakal, mal ein Strauß, ein Geier, der auf der obersten Baumspitze Ausschau hielt. Dann zeigten sich dunkle Schwaden am Horizont. Ein Buschfeuer.

Manfred Wandstrup erklärte ihnen, dass diese Brände zur Serengeti dazugehörten. Sie sorgen für bestimmte Nährstoffe und dafür, dass die Savanne nicht verbuscht. Das war wiederum wichtig, damit genug Gras wächst. Nur so bleibt die Tierwelt der Serengeti erhalten, wie sie ist. Trotzdem wirkte ein Feuer neben der Straße auf alle bedrohlich.

Zakayo lenkte den Wagen auf eine Nebenstraße. Wenige Meter weiter gaben die Bäume den Blick auf einen sanft ansteigenden Hang frei. Überall schwarze Punkte: Gnus. Vereinzelt mischten sich Zebras darunter.

Ihr Fahrer wendete und fuhr zurück auf die Hauptverkehrsader. Sie folgten ihr bestimmt eine halbe Stunde. Überall rotteten sich Gnus zu Herden zusammen. Durch sie begleitet, erreichten sie den Mara-Fluss. Eine einspurige Überführung – Brücke wäre ein zu stolzes Wort für die Betonpiste knapp über dem Wasserspiegel gewesen, unter der der Fluss hervorschoß – führte ans jenseitige Ufer. Zakayo überquerte sie im Schrittempo.

Sie wurden von einer Gruppe Giraffen empfangen. Drei Tiere, deren geflecktes Fell jeweils einen anderen Branton aufwies. Aus sanftmütigen Augen blickten sie die Reisegruppe im *Land Cruiser* an. Sie ließen sich nicht stören. Unaufgeregt kauten sie weiter, indem sie ihre Kiefer gegeneinander verschoben. Die Grimassen, die dadurch entstanden, brachten die Kinder zum Lachen.

Wenig später erreichten sie einen Platz, an dem mindestens zwanzig weitere *Land Cruiser* in langer Reihe auf irgendetwas warteten. Zakayo ergatterte einen der letzten Stellplätze und stoppte den Motor. Am gegenüberliegenden Ufer des Mara, oberhalb einer beinahe senkrechten Böschung, fünfzehn oder gar zwanzig Meter hoch, standen sie. Gnus, Gnus, Gnus. Manfred Wandstrup hüllte sich über die Bedeutung dieser Anrottung in Schweigen und bedeutete seiner Gruppe, sich still zu verhalten.

Eine Dreiviertelstunde mussten sie warten, ehe es passierte. Von hinten drängten immer mehr Gnus nach, und die vorderste Reihe am Abgrund hatte Mühe, die Balance zu halten. Dann glitt das erste Tier die Böschung hinab und mehrere stürzten hinter ihm her. Zakayo beeilte sich, den Wagen näher an das Schauspiel heranzufahren. Er ergatterte einen guten Aussichtspunkt.

Das Wasser unterhalb der Böschung schien zu kochen, so wurde es von den schwimmenden Tieren aufgewühlt. An der Flanke der schwimmenden Herde ging einer der Tierleiber unter. Krokodile!

Die Augen der schwimmenden Gnus quollen vor Panik aus den Höhlen. Zungen hingen aus Mäulern, Kehlen rangen nach Luft, Beine strampelten panisch. Die ersten Tiere kletterten am diesseitigen Ufer aus dem Fluss. Dort entstand ein riesiges Gedränge: Die Ersten kamen nicht schnell genug an Land, wurden von den Nachfolgenden überrannt. Kälber verschwanden unter den Körpern Erwachsener.

Von den tropfenden Leibern wurde der Hang eingefeuchtet und rutschig. Hufe fanden keinen Halt mehr. Im Wasser entstand ein Rückstau. Unterdessen ging das Fressen im Flussbett weiter. Die Krokodile rissen Stücke aus ihrer Beute, indem sie sich im

Wasser um die eigene Achse drehten. Die meisten Gnus entkamen trotzdem. Es waren zu viele.

Im Wagen, wie auch in den anderen ringsherum, herrschte absolute Stille. Teleobjektive und Ferngläser fingen die Bilder des Schauspiels ein, Hände wurden über dem Kopf und vor dem Mund zusammengeschlagen.

Die Reisegruppe war wie betäubt von den kraftvollen Bildern, die ihnen die unverfälschte Natur bot. Hier griff niemand ein, baute etwa eine Wildbrücke, um den Gnus eine unbeschadete Passage zu ermöglichen. Seit Jahrtausenden zahlten sie am Mara- Fluss ihren Blutzoll, damit sie nicht auf abgegraster Weide verhungerten.

Ein Kreislauf des Lebens, ein Kreislauf der Erneuerung. Seine Opfer blieben am Rand liegen, sorgten dafür, dass andere Kreisläufe in Gang gehalten wurden.

Irgendwann war der Spuk vorbei. Die Herde hatte die Flussüberquerung geschafft. Nur einzelne Gnus waren am Ende gerissen worden. Die Ersten grasten schon wieder, als wäre nichts geschehen.

Zakayo und Manfred Wandstrup wählten nun Straßen abseits der großen Touristenströme. Oft erlaubte ihnen die Wegführung einen Blick auf den Mara-Fluss. Ein Nilpferd wagte sich aus dem Wasser, und sie beobachteten das massige Tier eine Weile. Krokodile lagen auf Sandbänken unbeweglich in der Sonne. Die größten Exemplare maßen bestimmt fünf oder mehr Meter. Ein Elefant stillte am Ufer seinen Durst. Seine Silhouette spiegelte sich malerisch im Nebenarm des Flusses, dessen Oberfläche im Gegensatz zum Hauptstrom glatt vor ihnen lag.

Die Straßenverhältnisse hier waren besonders prekär. Manch ausgewaschenes Schlagloch besaß durchaus Reifenhöhe. Wieder trafen sie auf Gnu-Herden. Unendlich schien ihr Bestand in der Serengeti zu sein.

Geier kreisten am Himmel. Ein Schwarm der Vögel hockte neben einem Kadaver am Boden. Sie gingen mit ausgebreiteten Schwingen zeternd aufeinander los. Keiner schien dem anderen einen Bissen zu gönnen. Mit Drohgebärden verteidigten die Stärkeren ihren Fund. Die ersten Enttäuschten flogen davon, um sich einen anderen Happen zu suchen.

Später trafen sie noch auf Büffel, mehrere Antilopenarten, mehr Zebras. Alle Mitreisenden erfasste ein ehrfurchtsvolles Staunen über die reiche Tierwelt, die unendlich scheinende, menschenleere Landschaft. Gegen Abend hatten sie sich jedoch müde gesehen, und alle waren froh, als sie das für die Übernachtung vorgesehene *Tented Camp* erreichten, eine *Lodge* aus Zelten innerhalb des Nationalparks.

LOLIONDO, ZEHN JAHRE ZUVOR

Dürre herrschte im Land. Die Frauen und Mädchen waren gezwungen, immer weitere Wege zu gehen, um das kostbare Wasser herbeizuschaffen. Die Savanne fieberte der kleinen Regenzeit entgegen.

Rorian stand bei seiner bescheidenen Ziegenherde und stützte sich auf seinen Hirtenstab. Friedlich streiften die Tiere durchs Gras, rupften die letzten trockenen Halme, beknabberten Büsche. Sie zeigten keinerlei Anzeichen von Unruhe, der beste Beweis für ihn, dass keine Räuber oder andere Gefahren in der Nähelauerten. Zeit zu träumen.

Die Träume eines Massai-Jungen. Von den vielen Kühen, die er einst besitzen würde. Großvater hatte ihm erzählt, dass Engai, der Gott des Regens und der Schöpfer allen Viehs, die Massai mit den Rindern beschenkt hatte. Außer ihnen durfte kein anderes Volk auf der Erde welche besitzen.

Rorian träumte davon, zur *Emuratta*, der Beschneidungszeremonie, zugelassen zu werden. Vor den Schmerzen hatte er keine Angst. Schließlich war er ein mutiger Junge. Kein Laut würde seine Lippen verlassen, kein allerkleinstes Zucken würde über sein Gesicht huschen, wenn der Beschneider sein Messer ansetzte. Dann würde er zum *Moran*, zum Krieger, und würde wie sein ältester Bruder zu den jungen Männern ziehen, die in einer eigenen Siedlung lebten, einer *Boma*, wie man solche Dörfer bei ihnen nannte. Sie würden zusammen vorm Kral des Dorfes der *Moran*, der als Schutz vor Raubtieren aus aufgeschichteten Dornenzweigen bestand, eine Ziege schlachten, ihr Blut trinken und ihr Fleisch braten. Frauen und Kinder erhielten zu solchen Anlässen bloß die Reste vom Festmahl. Wenn sie Glück hatten. Nur bei

Feierlichkeiten wurde auch ihnen wertvolles Fleisch zugeteilt.

Eines seiner Kitze schien mit dem Hinterlauf in einem Strauch festzuhängen. Es meckerte kläglich und versuchte, sich mit dem Maul von den Zweigen zu befreien. Rorian ging zu ihm, um dem jungen Tier zu helfen. Wäre er doch endlich alt genug, die Rinder zu hüten! Ziegen waren was für Kleinkinder. Er befreite das Kitz, und es setzte blökend hinter seiner Mutter her.

Die Sonne kroch auf den Horizont zu. Es wurde Zeit, die Herde in den Kral zu bringen. Pfeifend und den Hirtenstock schwingend, trieb Rorian die Ziegen zur *Boma* hinüber, die in Sichtweite lag.

Plötzlich erfüllten weit entfernt Geräusche die Luft. Ein Brummen, das er kannte, das aber hier in Ololosokwan nichts zu suchen hatte. Er blickte sich suchend um. Nein, es war keine Täuschung, wie ihm die in der Ferne aufsteigenden Staubfahnen signalisierten. Dort hinten waren mehrere Fahrzeuge unterwegs. Sie näherten sich in erstaunlichem Tempo. Das Brummen ihrer Motoren war bald voneinander unterscheidbar.

Die Armada der Autos überholte ihn und hielt direkt auf die *Boma* zu. Rorians Ziegen stoben verschreckt auseinander. Es würde vollends dunkel werden, bis er sie alle eingesammelt hatte. Er hasste die braun-beige gekleideten Männer in den Autos. Was hatten sie hier überhaupt zu suchen? Und dann so viele!

Mühsam trieb er seine Herde Tier für Tier zusammen. Es dauerte eine ganze Weile, bis sich die Ziegen wieder beruhigten und willig von ihm führen ließen. Rorian blieb keine Zeit, sich um die Männer in ihren Autos zu kümmern.

Aber was war das? Woher kam der Brandgeruch?

Der Massai-Junge blickte sich zur *Boma* um. Im Licht des spä-ten Abends sah er Flammen im Dorngestrüpp des Krals züngeln. Und dahinter? Nein! Auch die Hütten brannten!

Die Ziegen waren jetzt egal. Er musste wissen, was da vor sich ging. Vielleicht konnte er löschen helfen.

Rorian rannte los. Keuchend erreichte er die *Boma*. Der Qualm biss ihm in Augen und Lungen. Zwischen lodernden Dornenzweigen durchschritt er die Öffnung im Kral. Im Innern zogen die Männer in den braun-beigen Uniformen durchs Dorf und setzten alles mit Fackeln in Brand. Er lief zu der Hütte, in der er mit seiner Mutter lebte. Sie schien noch unversehrt zu sein. Er trat in den verrauchten Innenraum. »Mama?«

Ihr Zuhause war bisher nicht angezündet worden. Nur die Reste eines Feuers glommen auf der Herdstelle. Der Qualm stammte von dort. Weiter hinten, von der Schlafstatt her, hörte er seine Mutter wimmern. Rorian strengte seine Augen an. Wer lag da auf ihr? Was trieb dieser Jemand mit seiner Mutter?

Er ging näher heran. Es war einer der Männer mit der braun-beigen Kleidung. Er umklammerte seine Mutter, die versuchte, ihn abzuschütteln. Sein Hinterteil war entblößt, hob und senkte sich im fahlen Licht der Herdstelle. Sein Vater erlaubte das nur wenigen Männern. Bei diesem hier sah es falsch aus. Er gehörte nicht zu seinem Volk, den Massai. Rorian musste seine Mutter von diesem Kerl befreien!

Entrüstet holte er mit seinem Hirtenstab aus und klatschte ihn dem Fremden aufs Hinterteil.

»Au! Na warte, du kleine Wanze!«

Der Mann sprach Suaheli. Nicht Maa, die Sprache der Massai. Rorian verstand beides. Er begriff die Drohung.

Der Fremde löste den Klammergriff um seine Mutter und sprang auf. Seine Faust traf den kleinen Massai mitten ins Gesicht. Rorian stolperte rückwärts, fand keinen Halt und donnerte mit dem Hinterkopf an die Wand der Hütte. Dann wurde alles schwarz um ihn herum.

Er wurde wach von einer wiegenden Bewegung. Neben sich sah er das Gesicht seiner Mutter. Alles war gut. Rorian verlor erneut das Bewusstsein.

Als er das nächste Mal die Augen öffnete, blickte er in die Sternenpracht der Nacht.

Er wurde getragen, das spürte er. Es waren die starken Arme seines Vaters, die ihn fortschleppten.

Erst jetzt spürte Rorian den stechenden Schmerz in seinem Kopf. Er biss sich auf die Lippe, um nicht zu weinen. Sein Vater sollte einen künftigen *Moran* nicht dabei erwischen, dass er flennte wie ein feiges Mädchen.

»Was ist passiert?« Das Sprechen fiel Rorian schwer und es war mehr ein Flüstern.

Trotzdem hatte ihn der Vater verstanden. »Sie haben uns fortgejagt.«

»Fort? Wohin?«

»Das war denen gleichgültig. Und wir wissen noch nicht, wohin.«

»Die Ziegen. Ich habe sie alleingelassen.«

Er erwartete, dass ihn der Vater dafür bestrafte.

»Die Ziegen sind jetzt nicht wichtig. Sie haben auch die Kühe vertrieben.«

»Warte, ich hole die Ziegen!«

Rorian versuchte, sich aus den Armen des Vaters zu befreien. Eine Geste der Hilflosigkeit. Er merkte, dass er dazu viel zu schwach war.

»Ruhig, mein Sohn. Du warst tapfer, als du diesen Unhold schlugst. Mama hat mir alles erzählt.«

»Wo ist Mama?«

»Dort. Sie geht direkt neben uns.«

Rorian drehte den Kopf zur Seite. Tatsächlich. Dort ging ein Wesen, das seiner Mutter glich. Aber ihr Gesicht war nicht dasselbe. Er erinnerte sich daran, dass ihr Blick vorhin schon so leer gewesen war. Seine Mutter sah aus, als wäre sie gestorben.

Dem tapferen Massai-Jungen Rorian, dem künftigen *Moran*, liefen erste Tränen über die Wangen.

SERENGETI

Nie hätte Daniel gedacht, dass ihn eine Gegend derart in sich aufsaugen könnte. Menschenleer, nur besiedelt von Tieren. Ihn aufsaugte, einen Städter durch und durch. Der schon unruhig wurde, wenn in einem Umkreis von drei Kilometern kein Fitness- Studio, keine Fernseher mit Sportprogrammen und keine Kneipe verfügbar waren. Ihn, der Straßenlärm jedem angeblich romantischen Grillenzirpen vorzog. Einen bewegungshungrigen, hektischen Menschen, der es kaum aushielt, wenn er eine Stunde zum Sitzen gezwungen war. Einen »Zappelphilipp«, wie ihn seine Frau Almuth gerne bezeichnete, die auch deshalb getrennt von ihm lebte, weil sie seine Unruhe nicht aushielt.

Daniel saß am Lagerfeuer des *Tented Camp* und hatte das Gefühl, das erste Mal in seinem bald vierzigjährigen Leben zur Ruhe zu kommen. Hinter ihm lagen Stunden voller Inspiration, angefüllt mit einzigartigen Eindrücken. Stille Freude breitete ein weiches Tuch über ihn aus, umhüllte ihn, schirmte ihn ab vor sich selbst.

Er empfand tiefe Zufriedenheit, deren Ursprung ihm unerklärlich gewesen wäre, hätte er überhaupt nachgeforscht. Eine Zufriedenheit, die sich nur aus dem speisen konnte, was er gerade erlebte, die der Serengeti entsprang wie eine Quelle guter Gaben.

Er starrte gedankenverloren in das Werden der Nacht. Die Sonne stand direkt hinter den Flammen des Lagerfeuers tief am Himmel. Ihr Untergang versprach nicht unbedingt, ein spektakuläres Ereignis zu werden. Ein paar angepinselte Wölkchen, ein zartes, oranges Licht – das war alles. Er hatte schon aufregendere Sonnenuntergänge auf dieser Erdkugel miterlebt. Aber die Art, wie sich der Tag

heute verabschiedete, passte zur milden, unaufgeregten Landschaft.

Daniel hörte von Ferne die Frage, ob er noch etwas trinken wolle. »Serengeti«, bestellte er. So hieß eine der drei verfügbaren Biersorten.

Seine Mitreisenden saßen schweigend im Halbrund neben ihm. Gelegentlich schickte ihm der Glatzkopf mit dem üppigen Vollbart einen undefinierbaren Blick herüber. Als wollte er ihn beobachten. War er möglicherweise schwul? Daniel kam nicht dahinter.

Ganz außen saß Manfred Wandstrup. Zusammengenommen waren das alle Gäste, die an diesem Abend im *Tented Camp* erwartet wurden. Eine Wagenladung Touristen.

Der Mitarbeiter des Camps brachte das bestellte Bier. Hier wurde aus der Flasche getrunken. Durstig setzte sie Daniel an die Lippen und leerte sie in einem Zug halb.

Die Kinder sprangen plötzlich auf, und Ralf lief vor seiner Schwester davon. Er schien ihr irgendetwas gemopst zu haben, denn sie rannte keifend hinter ihm her.

Vater Großluder schritt ein: »Jetzt setzt euch wieder. Gleich ist die Sonne verschwunden, dann gehen wir ins Zelt.«

Das Tagesgestirn versteckte sich zunächst hinter einem Dunststreifen, dann versank es innerhalb von Minuten ganz. Ungewohnt schnell übergab die Sonne das Regiment an die Nacht. Ein Phänomen, das in direkter Äquatornähe überall auf der Welt zu beobachten war.

Familie Großluder und der Bärtige verschwanden. Manfred Wandstrup kam zu Daniel herüber und setzte sich auf den frei gewordenen Stuhl neben ihm. Der Norddeutsche war vielleicht drei, vier Jahre älter als er. Mittelblond, athletisch, hoch gewachsen. Seine vertrauenswürdigen blauen Augen musterten ihn. »Na, zu viel versprochen?«

»Nein, wirklich nicht. Das hier ist, ist ...«

»Überwältigend?«

»Mindestens das. Du glaubst gar nicht, was diese Safari mit mir macht.« Dem Duzen hatten alle bereits beim Kennenlernen zugestimmt. »Von Natur aus bin ich ein Zappel, musst du wissen. Normalerweise wäre es für mich unmöglich, den ganzen Tag in einem Auto auf den vier Buchstaben zu sitzen. Aber das hier ... Es kommt mir so vor, als hätte ich mein ganzes Leben auf diese Reise gewartet. Das alles, die Landschaft, die Tiere, diese Unverfälschtheit und Unberührtheit ... Das muss unbedingt für alle Zeiten bewahrt werden.«

»*Serengeti darf nicht sterben* ...«

Daniel erinnerte sich, den Dokumentarfilm dieses Titels als Jugendlicher in der Schule gesehen zu haben. »Nein, das darf sie nicht. Das wäre eine Versündigung an unseren Kindern und Kindeskindern, am Planeten Erde. Nicht zuletzt an unseren Mitbewohnern auf der Erde, den Tieren. Ich will alles daransetzen, meinen Teil zum Schutz der Serengeti beizutragen.« Daniel sagte das ohne Berechnung, ganz aus seiner gewonnenen Überzeugung heraus.

»Jupp. Auch mich hat die Serengeti geflasht, als ich das erste Mal hierherkam. Heute lebe ich davon und zeige alles meinen Gästen.«

Sollte er sich dem Reiseführer anvertrauen?

Daniel wandte sich seinem Sitznachbarn zu. Ihre Blicke trafen sich. Er durfte diesem Mann vertrauen, das spürte er. Einen Verbündeten zu gewinnen, der Kenntnisse über Land und Leute besaß, war wahrscheinlich ohnehin empfehlenswert. Warum nicht

diesen verdammt sympathischen Kerl, der auf jeden Fall die richtige Einstellung mitbrachte.

Als ob er diese Gedanken erraten hätte, fragte Manfred ihn plötzlich: »Du bist nicht nur als Tourist hier, stimmt's?«

Konnte der Reiseleiter über seinen Auftrag im Bilde sein? Daniel blieb vorsichtig. »Woraus schließt du das?«